

Das Kammgarnjackett über die Schulter gehängt, entstieg der Mann einem grauen Wagen aus dem Fuhrpark der Bundesbehörden. Er war mittleren Alters, etwas fett um die Hüfte und trug eine Fliege. Die Haare waren sorgfältig in Strähnen über die kahlen Stellen gelegt.

Ich ging ihm auf der Veranda entgegen. Er stellte sich als Monroe vom INS vor, Einwanderungs- und Einbürgerungsbehörde in New Orleans. Während er redete, wanderte sein Blick ins Halbdunkel des Hauses.

„Ich würde Sie reinbitten, aber ich bin auf dem Weg zum Dock“, sagte ich.

„Das geht in Ordnung. Ich muss Sie nur ein oder zwei Sachen fragen“, sagte er. „Warum haben Sie eigentlich nicht auf die Küstenwache gewartet, nachdem Sie sie auf der Notfrequenz gerufen haben?“

„Weswegen sollte ich?“

„Die meisten Leute bleiben gern in der Nähe. Schon aus Neugier. Wie oft sieht man schon ein Flugzeug abstürzen?“

„Meine Frau hat die Position durchgegeben. Öl- und Benzinflecken konnte man deutlich auf dem Wasser erkennen. Die haben uns nicht gebraucht.“

„Na so was“, sagte er und zog eine Zigarette aus seiner Hemdtasche. Er rollte sie zwischen den Fingern hin und her, ohne sie anzuzünden, und blickte an mir vorbei auf die Pecanbäume. Die Tabakfasern knisterten trocken im Papier. „Trotzdem, ich hab da ein Problem. Ein Taucher hat unten einen Koffer mit Kindersachen gefunden. Um genau zu sein, die von einem kleinen Mädchen. Aber in diesem Flugzeug war kein Kind. Was würden Sie daraus schließen?“

„Ich komm zu spät zu meiner Arbeit, Mr. Monroe. Hätten Sie Lust, zu Fuß mit mir zum Dock zu laufen?“

„Sie mögen Leute von den Bundesbehörden nicht, was?“

„So viele kenn ich gar nicht. Manche sind nette Typen, andere nicht. Ich schätze, Sie haben meine Akte eingesehen.“

Er zuckte die Achseln.

„Warum, glauben Sie, würden Illegale Kinderkleidung bei sich haben, wenn kein Kind dabei ist? Ich rede hier von Leuten, die aus ihrer Bananenrepublik abhauen, kurz bevor die Nationalgarde sie zu Hundefutter verhackstückt. Zumindest schreiben das die Zeitungen.“

„Ich weiß nicht.“

„Ihre Frau hat der Küstenwache gemeldet, Sie hätten vor, zum Wrack hinunterzutauchen. Wollen Sie mir etwa erzählen, dass Sie da unten nur drei Leute gesehen haben?“

Ich starrte ihn an.

„Was meinen Sie damit, drei?“, fragte ich.

„Der Pilot war ein Priester namens Melancon aus Lafayette. Wir hatten ihn schon seit einiger Zeit unter Beobachtung. Wir glauben, die beiden Frauen waren aus El Salvador. Der Priester hat jedenfalls schon früher Leute von dort ausgeflogen.“

„Was ist mit dem Kerl in dem rosa Hemd?“

Er war verblüfft. Sein Blick wurde vor Verwirrung stumpf.

„Wovon reden Sie?“, sagte er.

„Ich hab ihm beinahe das Hemd vom Leib gerissen. Er hat hinten gesessen. Genick gebrochen, und über der einen Brustwarze hatte er eine Tätowierung.“

Er schüttelte bedächtig den Kopf. Jetzt zündete er seine Zigarette an und blies Rauch in das gesprenkelte Sonnenlicht.

„Entweder sind Sie ein guter Geschichtenerzähler, oder Sie sehen Dinge, von denen sonst niemand weiß“, sagte er.

„Wollen Sie mich etwa einen Lügner nennen?“, fragte ich ruhig.

„Ich streite mit Ihnen nicht um Worte, Mr. Robicheaux.“

„Mir scheint, dass Sie genau das vorhaben.“

„Also, in einem haben Sie schon recht. Ich habe mir erst Ihre Akte kommen lassen, bevor ich hergefahren bin. Ihre Bilanz ist ganz erstaunlich.“

„Was heißt das?“

„Sie haben drei oder vier Leute umgelegt, darunter einen Kronzeugen der Bundesbehörden. Wirklich knallhart. Möchten Sie, dass ich mit 'nem Haftbefehl wiederkomme?“

„Ich glaube nicht, dass ich Sie in der nächsten Zeit zu Gesicht bekommen werde. Sie sind schiefgewickelt, Kumpel. Ihre Leute sind da an was dran, in das man Sie nicht eingeweiht hat.“

Ich sah, wie sein Blick sich verfinsterte.

„Wenn ich Sie wäre, würde ich mich um meine eigenen Angelegenheiten scheren“, sagte er.

„Da ist noch was, was ich Ihnen nicht gesagt habe. Die Nachrichtenagentur in New Orleans hat mich gestern Abend angerufen. Ich hab denen erzählt, dass in diesem Flugzeug vier Tote gewesen sind. Ich hoffe nur, Ihre Leute tönen jetzt nicht überall rum, dass ich nicht zählen kann.“ „Was wir tun, darüber machen Sie sich mal besser keine Sorgen. Halten Sie sich sauber, und wir kommen bestens miteinander aus.“

„Ich glaube, Sie haben's zu oft mit Illegalen zu tun. Sie sollten ein bisschen auf Ihre Worte achten, wenn Sie mit normalen Leuten reden.“

Er ließ die Zigarette zu Boden fallen, trat sie mit dem Schuh aus und lächelte in sich hinein, als er in seinen Wagen stieg. Er ließ den Motor an. Ein Streifen Sonnenlicht fiel über sein Gesicht.

„Also, Sie haben mir den Tag gerettet“, sagte er. „Ich lass mir immer wieder gern bestätigen, dass ich mich auf der richtigen Seite vom Zaun befinde.“

„Ach, noch eins. Als Sie hier angefahren kamen, da haben Sie ein paar Leute mit Schlamm bespritzt. Versuchen Sie, beim Wegfahren etwas vorsichtiger zu sein.“

„Ich mach alles, was Sie sagen.“ Er lächelte zu mir hoch und beschleunigte sehr behutsam.

Sehr cool, Robicheaux, dachte ich. Es gibt nichts Besseres, als an den Stäben des Raubtierkäfigs zu rütteln. Doch was soll man in einer Situation wie dieser machen? Die

meisten Bundesagenten sind keine schlechten Kerle, sie sind nur phantasielos. Sie fühlen sich wohl in einer Welt überschaubarer Regeln und stellen Autorität nur selten in Frage. Doch wenn man mal den böartigen in die Quere kommt und sie riechen, dass man Angst hat, dann setzen sie alles daran, einen Stück für Stück auseinanderzunehmen.

Ich ging hinunter zum Anlegesteg, gab frisches Eis in die Kühlboxen für Bier und Sprudelgetränke, schöpfte die toten Lockfische aus den Ködertanks, machte Feuer in dem aufgesägten Ölfass, das ich auf der seitlichen Veranda als Barbecue-Kohlebecken aufgestellt hatte, beträufelte die fünfundzwanzig Pfund Brathähnchen und Schweinekoteletts mit Öl und Gewürzen, die ich grillen und zur Mittagszeit verkaufen wollte, und dann bereitete ich mir ein großes Glas *Dr Pepper* mit zerstoßenem Eis, Minzblättern und Kirschen zu, setzte mich an einen Tisch unter der Markise und beobachtete eine Gruppe Schwarzer unter einer Zypresse auf dem gegenüberliegenden Ufer des Bayous beim Angeln. Sie trugen Strohhüte und saßen dicht nebeneinander auf Holzstühlen, hielten ihre Angeln aus Bambusrohr bewegungslos über den Seerosenteppich. Ich hatte nie verstehen können, warum die Schwarzen immer in geschlossenen Gruppen angelten, oder warum sie sich weigerten, von einer Stelle zur nächsten zu ziehen, wenn die Fische nicht mehr anbissen; doch ich wusste auch, wenn sie nichts fingen, hatte auch sonst niemand Glück. Einer der Schwimmer fing auf der Wasseroberfläche an zu zittern, glitt am Rand der Seerosenblätter entlang und tauchte dann unter; ein kleiner Junge riss seine Angelrute hoch, und ein großer Sonnenfisch brach durch die Wasseroberfläche, Kiemen und Bauch wie flammendes Feuer. Der Junge hielt ihn mit einer Hand, löste den Haken vom Maul, tauchte dann die andere Hand ins Wasser und hob einen geschälten Weidenast heraus, an dem tropfend Mondfische und glubschäugige Flussbarsche hingen. Ich sah ihm zu, wie er das zugespitzte Ende des Stocks durch die Kiemen des Sonnenfischs trieb, bis es aus dessen Maul ragte.

Doch selbst während ich diese Szene aus meiner eigenen Jugend beobachtete, denselben glücklichen Moment im vertrauten Kreis der Menschen von damals noch einmal durchlebte, konnte ich nicht abschalten und jenen hässlichen Rauchstreifen am Himmel über dem Southwest Pass vergessen, oder die Frau, die ein Kind in eine Lufttasche hochhielt, während ihre Lunge sich mit Wasser und Benzin füllte.

Am Nachmittag fuhr ich nach New Iberia und kaufte mir die *Times-Picayune*. Die Agenturmeldung besagte, die Leichen von drei Personen, darunter ein katholischer Priester, seien aus dem Flugzeug geborgen worden. Quelle dieser Meldung war das Büro des Sheriffs von St. Mary. Das hieß, dass man das Sheriffsbüro nur von drei Leichen unterrichtet hatte, oder dass nur drei ins Bezirksleichenschauhaus gebracht worden waren.

Es war bereits heiß und hell, als ich am nächsten Morgen knapp außerhalb des Southwest Pass den Motor abstellte und den Anker über Bord warf. Die Wellen schwappten um den Bug, und ich streifte die Flossen über und schnallte die Sauerstoffflasche um, die ich frühmorgens aufgefüllt hatte. Ich legte einen Bleigurt um, ließ mich rückwärts über die Bordwand fallen und tauchte in einem Strom perlender Luftblasen hinunter zum Wrack,

das noch immer rücklings am abfallenden Rand des Grabens lag. Regenfälle hatten das Wasser wolkig grün verfärbt, doch auf dreißig Zentimeter vor meiner Tauchermaske hatte ich klare Sicht. Ich kam am Bug des Flugzeugs herunter und arbeitete mich zur Kanzel vor. Das Loch, aus dem schwarzer Rauch in den Himmel gequollen war, fühlte sich unter meinen Händen gezackt und scharf an. Das Metall war nach außen gebogen, als habe eine Artilleriegranate eine Stahlplatte durchschlagen.

Alle Türen vorn waren offen, die Kanzel war leer. Zumindest fast. Das zerrissene rosa Hemd des tätowierten Mannes schwebte in der Grundströmung am Boden hin und her. Eine der Stoffflaschen hatte sich im Schloss des Sicherheitsgurts am Boden verfangen. Ich riss das Hemd los, ballte es zu einem festen Knäuel zusammen und schwamm wieder hoch in das gelbgrüne Licht an der Wasseroberfläche.

Vor langer Zeit hatte ich gelernt, dankbar für die kleinen Gottesgaben zu sein. Ich hatte außerdem gelernt, nie übereilt oder unbedacht von ihnen Gebrauch zu machen. Ich breitete das Hemd auf Deck aus und beschwerte Ärmel, Kragen und Schöße mit Angelblei. Es dauerte nicht lange, bis es im Wind und der Hitze der Deckplanken getrocknet war. Der Stoff fühlte sich steif und krustig an.

In meiner Wühlkiste stieß ich auf einen Plastikbeutel für Aale, trug das Hemd zum Ruderhaus, wo es windstill war, und fing an, mit meinem Pumamesser, das scharf wie eine Rasierklinge war, die Taschen abzutrennen. Ich fand einen Bleistiftstummel, Tabakkrümel, aufgeweichte Papierstreichhölzer, einen kleinen Kamm, Streifen von Verbandstoff und schließlich einen Sektquirl.

Einen hölzernen Sektquirl in einer winzigen Hülle. Es mussten Buchstaben darauf gedruckt gewesen sein, denn die lila Tinte war in der Papierhülle zerlaufen wie verschmierter Lippenstift von einem Kuss.

Am Nachmittag des folgenden Tages parkte ich meinen Pick-up an der Decatur Street nahe des Jackson Square in New Orleans. Ich bestellte Kaffee und *beignets* im *Café du Monde*, schlenderte dann weiter bis zum Platz und setzte mich unweit der St. Louis Cathedral auf eine Eisenbank unter großen Bananenstauden. Es war noch etwas zu früh für das Mädchen, das ich im *Smiling Jack's* zu treffen hoffte, daher saß ich im warmen Schatten und schaute den schwarzen Straßenmusikern zu, die auf der sonnenabgewandten Seite der Kirche auf den Bottleneck-Gitarren spielten, und den Straßenmalern, die an der Pirates Alley die Touristen porträtierten. Ich habe das French Quarter schon immer geliebt. Viele Leute in New Orleans beschwerten sich, dass es dort nur so wimmle von Wermutbrüdern, ausgeflippten Rauschgiftsüchtigen, Nutten, schwarzen Straßenräubern und sexuell Abartigen. Was sie behaupteten, mochte voll und ganz stimmen, doch mir war das gleich. Das Viertel war schon immer so gewesen. Jean Lafitte und seine Bande von Halsabschneidern hatten vom alten New Orleans aus operiert, und ebenso James Bowie, der illegalen Sklavenhandel betrieben hatte, wenn er nicht gerade mit seinem mörderischen Messer Leute aufschlitzte. Eigentlich, so dachte ich, hatten die Nutten und Säufer, Diebe und Zuhälter ältere Rechte und Ansprüche auf das Viertel als wir anderen.

Die alten kreolischen Gebäude und engen Straßen veränderten sich nie. Palmwedel und Bananenstauden hingen über die Steinmauern und Eisentore der Höfe; unter den verschnörkelten Kolonnaden, die bis auf die Bürgersteige reichten, herrschte ewiger Schatten, und die kleinen Lebensmittelläden rochen immer nach Käse, Wurst, gemahlenem Kaffee und Kisten mit Pfirsichen und Pflaumen, ein Duftgemisch, das die Ventilatoren mit ihren hölzernen Rotorblättern nach draußen wehten. Die Ziegelsteine der Gebäude fühlten sich verwittert, kühl und glatt an, die Steinplatten in den Gassen waren ausgehöhlt und schartig vom Regenwasser, das von den Dachtraufen und Balkonen herunterlief. Manchmal, wenn man durch das verzierte Eisentor eines von Ziegelmauern umschlossenen Durchgangs schaute, fiel der Blick auf einen Innenhof, in dem strahlendes Sonnenlicht, purpurne Glyzinien und gelbe Kletterrosen leuchteten, und wenn der Wind richtig stand, konnte man den Fluss riechen, die feuchten Ziegelmauern, einen Springbrunnen, dessen Wasser in ein Auffangbecken tropfte, den herben Geruch von vergossenem Wein, den Efeu, der im Mörtel wurzelte wie Klauenfüße einer Eidechse, die Wunderblume, die im Schatten erblühte, und ein Gärtchen mit grüner Minze, die sich an eine sonnenhelle Stuckmauer schmiegte.

Allmählich wurden die Schatten am Jackson Square länger. Ich schaute noch einmal auf den Sektquirl, den ich in der Hemdtasche des Toten gefunden hatte. Die verschmierte Farbe darauf sah nach nichts aus, doch heute Morgen hatte ein Freund an der Universität von Lafayette ihn unter ein Infrarotmikroskop gelegt. Ein technisches Wunderding: Es konnte